a 146003

MITTEILUNGEN

DES

ÖSTERREICHISCHEN INSTITUTS

FÜR

GESCHICHTSFORSCHUNG

UNTER MITWIRKUNG VON

ALFONS DOPSCH, LOTHAR GROSS,
OSWALD REDLICH, JULIUS v. SCHLOSSER, HANS SEDLMAYR
UND HEINRICH R. v. SRBIK

REDIGIERT VON

WILHELM BAUER UND OTTO BRUNNER

XIV. ERG.-BAND

1939
UNIVERSITÄTS-VERLAG WAGNER, INNSBRUCK

Stil- und Sprachentwicklung in mittellateinischen Briefen vom 8.–12. Jh.

Von Karl Pivec.

Die erste Anregung zu den kurzen essaiistischen Ausführungen über das Werden des Briefstiles und des sprachlichen Ausdrucksvermögens im früheren Mittelalter kam im Gefolge editionstechnischer Erwägungen und praktischer Editionsarbeit. Für den Bearbeiter mittelalterlicher Texte bleibt es immer schwierig sich zu entscheiden, in welchem Ausmaße Entlehnungen aus fremden Schriftstellern kenntlich gemacht oder als Zitate angegeben werden sollen. Die sprachliche Situation, die diese Problemstellung mit sich bringt, ist insoferne einmalig, als gerade beim mittelalterlichen Latein das entlehnte Sprachgut größer ist als je vorher oder nachher, der persönliche Stil durch Vorbilder weitgehend bestimmt erscheint. Großzügiger wäre es nun sicherlich, die Entlehnungen bloß in geringerem Umfange anzuführen. Es können dafür mancherlei Begründungen gegeben werden. Aber aus meinen Ausführungen soll hervorgehen, daß wir dadurch uns der wesentlichen Erkenntnis der Eigenart mittelalterlicher sprachlicher Stilprodukte berauben, uns auch einen starken künstlerischen Reiz entgehen ließen, der in dem Aufspüren des unter der fremden Sprachmaske liegenden nationalen geistigen Eigengutes liegt. Erst wenn alles Fremde erkannt ist, kann das Eigentümliche erfaßt werden. Es erschließt sich ein Text erst dem vollen Verständnis, wenn alle stilistischen Hilfsmittel bloßgelegt sind.

Unentbehrliche Voraussetzung und methodisches Hilfsmittel ist der Nachweis der Entlehnungen aber auch für den Diktatvergleich, über dessen Wert oder Unwert wird in letzter Zeit viel gestritten. Aber ich glaube, daß sich seine Anwendung trotz gewisser Fehlerquellen rechtfertigen läßt. Es hieße einfach auf den Erkenntniswillen verzichten, wollte man sich mit der Aufzeichnung gewisser Stilzusammenhänge begnügen, ohne den letzten Schritt zu wagen und Gleichheit der Verfasser anzunehmen, wo eine Fülle von Kennzeichen eben für einheitliches Diktat spricht. Welche Rolle dabei die Schule spielt, werden wir noch zu behandeln haben. Wichtig aber ist bei einem methodisch durchgeführten Diktatvergleich immer Scheidung

des konventionellen, schulmäßigen Sprachgutes vom individuellen. Das konventionelle Sprachgut nun, das im wesentlichen aus den Entlehnungen besteht, ist schulmäßig gebunden und darum verschieden. Gewisse Schulen haben jeweils bestimmte Autoren gelesen, die dann wieder in den stilistischen, sprachlichen Schöpfungen der Angehörigen einer solchen Schule zum Vorschein kommen. Wollte man sich bei einer Ausgabe tatsächlich damit begnügen, die Entlehnungen und die stilistischen Übereinstimmungen zwar anzugeben, aber auf eine nähere Diktatbestimmung zu verzichten, wäre das so, als wollte man sich freiwillig von dem Eingang in eine Erkenntnis ausschließen und ließe man zugleich eine doch von mannigfachen Gesichtspunkten aus lohnende Arbeit ungetan. Denn der Benützer wird sich doch auch fragen, was denn eigentlich diese Zusammenhänge, die nun einmal aufgedeckt sind, bedeuten. Wenn schon der Editor diese Frage nicht stellt, so wird sie sich eben vor dem Leser erheben und dieser dann wenn möglich die Lösung noch falscher machen als vielleicht der erstere.

Rein prinzipiell wäre auch diese Zurückdrängung der Philologie aus den Hilfswissenschaften zu bedauern. Es war seinerzeit das Verdienst Traubes gewesen, die Philologie in deren Dienst, vor allem in den der Paläographie gestellt zu haben, und man kann wohl sagen, daß diese Verbindung sich als glücklich erwiesen hat. Beide Wissenschaften sind dabei in der Rolle des Nehmenden und Gebenden. In Deutschland ist diese Tradition der Traube-Schule allmählich versiegt, in Amerika wird sie weiter hochgehalten, wie die einzelnen Veröffentlichungen der Mediaeval Academy of America und das Speculum beweisen. Der amerikanischen Wissenschaft kommt auch das Verdienst zu, durch Herausgabe von Concordanzen der meist gelesenen Autoren allmählich ein immer umfänglicher werdendes Rüstzeug zu schaffen für die philologisch präzisere Erfassung der mittellateinischen Texte[1]). Auch hier braucht sich die Wissenschaft nicht mit dem rein technischen Nachweisen der Zitate begnügen, das mehr als ein dekorativer Aufputz sein muß und zu erkenntnismäßigen Weiterungen im Sinne unserer späteren Ausführungen gelangen muß.

Bevor wir in die Darlegung der Grundprinzipien eingehen, unter denen mittelalterliche Texte in sprachlicher Hinsicht angesehen werden müssen,

[1]) Ich führe hier nur die bekanntesten dieser Publikationen an, die teils praktischen philologischen Zwecken, teils aber auch geistesgeschichtlichen Untersuchungen dienen: Lane Cooper: A concordance of Boëthius; P. F. Jones: A concordance to the Historia ecclesiastica of Bede: R. J. Deferrari and J. M. Campbell: A concordance of Prudentius; J. D. A. Ogilvy: Books known to Anglo-Latin writers from Aldhelm to Alcuin (670—804); Lynn Thorndike: A catalogue of Incipits of mediaeval scientific writings in Latin. Das Buch von Ogilvy weist den bildungsgeschichtlichen Weg, den auch die bibliotheksgeschichtlichen Werke aufzuzeigen versuchen.

seien doch noch einige Worte darüber gesagt, warum gerade an der Entwicklung des Briefstiles das Werden und Reifen des mittellateinischen Ausdrucksvermögens gezeigt werden kann.

Der Brief als Mitteilungsmittel ist wohl so alt wie die Kunst des Schreibens selbst. Er hat immer dazu gedient, die räumliche Entfernung zu überwinden und über diese hinweg Nachrichten über bestimmte Ereignisse, Gedanken und Gefühle in ihrer sprachlichen Ausdrucksform von Mensch zu Mensch weiterzugeben. In dieser Tatsache der unmittelbaren Weitergabe liegt der Charakter des unmittelbar Persönlichen begründet, der dem Briefe stärker als anderen literarischen Produkten anhaftet. Auch die ganze Entwicklung des Briefstiles wird unter dem Gesichtspunkt der Entwicklung der Persönlichkeit — diese allerdings eingelagert verstanden in Volk, Zeit und Landschaft — und im Gleichlauf mit ihr zu sehen sein. In der persönlichen Eigenart wird sich gleichzeitig die völkische zeigen. Je größer nun die Überwindung räumlicher Schwierigkeiten war und je seltener die briefliche Verständigung aus verkehrstechnischen Rücksichten hergestellt werden konnte, um so wertvoller war der Brief, wenn man will auch um so gehaltvoller. Der zivilisatorische Fortschritt hat an die Stelle der brieflichen Mitteilung in vielen Bezirken des geistigen und kulturellen Lebens andere Benachrichtigungssysteme gesetzt (Zeitungen, Telegramm, Telephon, Radio), so daß der Brief gleichsam entwertet wurde, im politischen und privaten Leben lange nicht mehr die Rolle spielt wie früher. Dieser Wandel hat sich auch auf die Kunst des Briefstils ausgewirkt und man geht nicht fehl, wenn man behauptet, daß man heute schlechter Briefe schreibt als ehedem. Die Art einen Brief zu stilisieren und auszugestalten steht in Relation zu der Höhe der jeweiligen Gesellschaftskultur. Je verfeinerter diese ist, um so sorgfältiger ist auch der Briefstil der betreffenden Epoche und es ist kein Zufall, daß in der hochentwickelten gesellschaftlichen Gepflegtheit des 17. und 18. Jh. parallel zu der Entwicklung der Salonkonversation, der Brief zwar nicht seine monumentalste Form — diese darf neben dem Altertum das Mittelalter für sich in Anspruch nehmen — wohl aber seine geschliffenste gefunden hat. Die allgemeine Vorliebe für den Brief zeigt sich auch darin, daß er immer wieder als Kunstform verwendet wurde, fingierte Briefe zum Träger politischer Ideen oder auch künstlerischen Wollens gemacht wurden.

Der Brief als literarische Form hat darum seinen Weg in die Literaturgeschichte gefunden und ist, soferne wir jetzt das Mittelalter im Auge behalten wollen, auch immer von ihr berücksichtigt worden, wenn auch vielleicht etwas stiefmütterlich, weil es eine eigentliche Briefwissenschaft nicht gab. Erst die von den Monumenta Germaniae in Angriff genommenen Ausgaben der großen hochmittelalterlichen Briefsammlungen haben eine Fülle

von Fragen in Bewegung gesetzt, die zum Teil noch nicht endgiltig gelöst sind, zum Teil aber Bleibendes zutage gefördert haben. Wir sehen heute in Fragen der Zusammensetzung und Entstehung der Briefsammlungen klarer als noch vor 10 Jahren, wir haben heute auch bereits eine Briefwissenschaft, die zwar nicht so ausgebildet ist wie ihre ältere Schwesterdisziplin, die Diplomatik, die sich aber bereits zumindest die Anerkennung ihrer Eigengesetzlichkeit innerhalb der historischen Hilfswissenschaften erkämpft hat.

Die Briefwissenschaft bedarf noch mehr der Unterstützung der Philologie als die Urkundenwissenschaft. Wenn wir nun von Entwicklung des Briefstiles mittellateinischer Briefe sprechen wollen, müssen wir uns über einige Grundtatsachen des mittelalterlichen Lateins Rechenschaft geben.

Da ist zunächst festzuhalten, daß Latein für mittelalterliche Stilisten eine angelernte Sprache war, die deshalb auch stilistisch Vorbildern stark verbunden blieb. Das ging auf Kosten der Unmittelbarkeit des Ausdrucks und brachte anderseits eine gewisse Überfremdung des ursprünglichen Gedanken- oder Gefühlsgehaltes. Denn die Sprache läßt sich nicht vom geistigen Inhalt loslösen, außerdem wurde ja durch das Erlernen der fremden Sprache eine an sich der geistigen Welt der abendländischen Völker fremde mit ihren Denkschemen einbezogen. Der Grad dieser Überfremdung war jeweils ein verschiedener, er war zum Beispiel in der Zeit der karolingischen Kulturblüte besonders stark, im späteren 9. und im 10. Jh. schwächer. Heute mehr denn je ist das Bedürfnis vorhanden, dem fortlaufenden Strome germanischen Wesens in der deutschen Seele des Mittelalters nachzuforschen, auch dort wo er vielfach überdeckt und verschüttet ist[1]). Der Interpret mittelalterlicher sprachlicher Denkmäler wird stärker als irgend ein anderer zum „Deuter" werden müssen, weil er eben nicht ein unmittelbares Geistesprodukt vor sich hat, sondern eines, das ein fremdes Medium passiert hat.

Aber wenn wir die lateinische Sprache als ein fremdes Medium ansehen, müssen wir gleich ein Mißverständnis ausschalten. Fremd heißt hier nicht feindlich. Im Gegenteil. Die Briefe des 11. Jh. zeigen, daß das Latein nicht nur hemmend gewesen ist, sondern so und so oft auch als Helfer bei der Geburt des „Deutschen" oder andersnationalen Wesens mitgewirkt hat. Eine freiere Entfaltung des national-eigentümlichen Charakters der Völker des Mittelalters setzt gleichzeitig mit der Erweiterung des Kulturgutes durch die Einbeziehung der heidnisch-antiken Klassiker ein. Die Auseinandersetzung mit der Antike ist für den deutschen und mit ihm auch für den europäischen Geist schicksalhaft geworden. Das Wie dieser Auseinandersetzung ist nicht immer gleich geblieben und ihm nachzugehen bleibt

[1]) Vgl. O. Höfler, Das germanische Kontinuitätsproblem, HZ. 157, 1 ff.

feststehendes Ziel jeder mittellateinischen Sprachwissenschaft und Geistesgeschichte.

Die Rolle der antiken Literatur im abendländisch-mittelalterlichen Geistesleben ist keine einheitliche. Wenn wir den ganzen Werdegang mittelalterlicher Geistigkeit aus der sprachlichen Entwicklung verstehen wollen, müssen wir die antike Literatur in ihre Komponenten zerlegen — in die christliche und die heidnische, ganz grob gesprochen. Besteht der ganze Prozeß des mittelalterlichen Geistwerdens in der Auseinandersetzung mit dem lateinischen Christentum, das den jungen germanischen Völkern eine fertige Welt gebracht hatte, in dem Wiederdurchdringen des durch das Christentum umgeformten Urtümlichen zu einer neuen Gestaltung und Formung der Seele, weiters in dem Wiederfinden der realen Welt, so ist die antik-heidnische Literatur gleichsam die Führerin in diese Welt des Wirklichen von Anfang an gewesen, schon allein dadurch, daß sie eine Ausweitung über den christlichen Horizont hinaus bedeutet hat. Die ungeheure Wichtigkeit des 11. Jh. in diesem Prozeß des Reifens wird sich uns bei der Untersuchung der sprachlichen Eigenart der Stilprodukte dieser Zeit offenbaren. Die antik-heidnische Literatur gibt gleichsam ein Gegengewicht — natürlich nicht von gleicher Stärke — gegen die rein christlich-lateinische Literatur, sie ist ein Faktor, der das Christliche paralysiert, nicht im Bewußtsein der Zeitgenossen, dadurch geistig weiterbildend und umformend wirkt. Die Fortentwicklung konnte nur außerhalb der spätantik-christlichen Gedankenwelt erfolgen und da steht nun die antik-heidnische Literatur schon im 11. Jh. mitbestimmend da. Wir dürfen also die antik-lateinische Literatur in ihrer Wirkung nicht als einheitlich sehen, sondern müssen sie in ihrer Zweipoligkeit von heidnisch-christlich erkennen und vor allem die Bedeutung des ersteren zu erfassen trachten, da die des anderen hinlänglich erkannt und gewürdigt ist. Die Leistung der Domschulen im 11. Jh. — Reims, Chartres, auf deutschen Boden Bamberg, Hildesheim, Worms ist noch lange nicht in ihrer vollen Bedeutung erfaßt[1]), vor allem deshalb nicht, weil es philologischer Kleinarbeit bedarf, des trockenen lexikalischen Nachweises von Zitaten, um das Leben des antik-heidnischen Elementes sehen zu können. Das ist der einzig methodische Weg, denn auch die Bibliothekskataloge vermögen uns nicht so Auskunft darüber zu geben wie es die Texte selbst, die lebendigen Sprachprodukte tun. Die Analyse führt da nicht nur zur Klärung etwa der gedanklichen Entstehung eines Schriftstückes, sondern darüber hinaus zur Feststellung des Schulzusammenhanges und des Bildungsgrades des Verfassers.

[1]) Trotz gewisser Ansätze bei Manitius, Haskins, Raby, die alle mehr das westfränkische Gebiet bei Behandlung der Domschulen im Auge haben.

Die Beachtung von Schulzusammenhang und Bildungsgrad ist nun aber wieder von ausschlaggebender Wichtigkeit bei der Aufstellung von Diktatzusammenhängen. Die folgenden Analysen werden zeigen, daß es möglich sein muß, ebenso wie in der Kunstwissenschaft, auch in der Sprachwissenschaft des Mittellatein Kriterien auszubilden, die den Ansatz für eine bestimmte Epoche einigermaßen sicherstellen. Und ebenso wie in der Kunstwissenschaft seit Morelli wird es gerade die Beachtung des Details sein, der sprachlichen Bestandteile und aufsteigend dann die Betrachtung des Ganzen, des Geistes und Gehaltes, die die zeitliche und örtliche Zuweisungen rechtfertigen kann.

Beginnen wir mit einem frühmittelalterlichen Texte, der an der römischen Kurie entstanden ist, dem berühmten Briefe Papst Stefans II. an Pippin von 756[1]). Die Edition in den Monumenta gibt über die sprachliche Eigenart dieses Stückes keine Auskunft, es sind gerade nur die direkten Zitate klargestellt, nicht aber die mittelbaren sprachlichen Entlehnungen. Ergänzend führe ich noch an[2]): Deut. 12, 15 integrum et *sine macula* (auch Sap. 7, 26; Eccli. 31, 8; Apoc. 14, 5 die gleiche Phrase); 2 Reg. 4, 9 Dominus, qui *eruit* animan meam *de* omni angustia, Ex. 6, 6 *eruam* vos *de* servitute Aegyptorum; 1 Par. 16, 35 *erue* nos *de* gentibus. Die Antithese von spiritualis und carnalis bewegt sich durchaus im kirchlichen Vorstellungskreis, ebenso die Wendung: antequam *fons vivus arescat*, die sich zusammensetzt aus Job, 15, 32 antequam ... manus eius *arescent*, Jer. 2, 13 *fontem* aquae *vivae*, Num. 20, 6 aperi thesaurum tuum *fontem* aquae vivae, ut *satiati* fiant. Mit diesen Angaben soll nicht gesagt sein, daß die Zusammenziehung erst von dem Verfasser des Briefes vorgenommen wurde, obgleich man das ruhig als wahrscheinlich annehmen kann, sondern nur der Vorstellungskreis aufgezeigt werden. Die Formulierung *extinquatur* modica *stilla* (so der Text, wahrscheinlich, wie in der Anmerkung steht, aus scintilla entstanden) ist verwandt der biblischen 2 Reg. 14, 7 quaerunt *extinquere scintillam* meam (durch diesen Nachweis scheidet die Lesart stilla aus), ebenso ist es bei 2 Petr. 2, 8 *animam ... cruciabant*, Ez. 34, 12 *dispersae* fuerant *oves*, Esth. 3, 8 *est dispersus populus* per omnes provincias regni tui, Isa. 2, 6 *proiecisti* populum tuum domum Jacob, Eccli. 4, 9 *libera* eum ... *de manibus* superbi, Num. 10, 9 ut eruamini *de manibus inimicorum*, Ex. 20, 12 honora patrem tuum et matrem tuam ut sis *longaevus*, Isa. 1, 19 *bona terrae comedetis*, 1 Petr. 1, 19 *redempti* estis ... *pretioso sanquine*, auch das Gleichnis ad lucem perduxit veritatis ist biblisch-kirchlich.

Mit diesen Ergänzungen, die keineswegs den Anspruch auf Vollständigkeit erheben, sollte nur die Gedanken- und Vergleichswelt des Verfassers

[1]) MG. Epp. III, 501 n. 10.

[2]) Der Kursivdruck bedeutet Übereinstimmung mit dem Brieftext.

des Briefes, sozusagen die geistige Atmosphäre charakterisiert werden. Eine derartige Charakterisierung kann aber natürlich nicht allein auf den Phrasen und einzelnen Ausdrücken beruhen. Allgemeinere Stilkriterien müssen hinzukommen. So kann bei dem hier behandelten Brief auf die Einfachheit und primitive Unkompliziertheit des Satzbaues hingewiesen werden, die häufige Gerundiv- und Gerundiumkonstruktion, das Fehlen kunstvoller Perioden. Die ständige Wiederholung der gleichen Gedanken erzielt zwar die Wirkung der Dringlichkeit, läßt aber keinen straffen Aufbau der Gedankenführung zu. Sie wirkt wie eine Paraphrase und nähert sich dadurch dem spätantiken Sermonenstil, ist also auch in ihrem sprachlichen Rhythmus zeitgebunden und durch die Vorbilder, die Hieronymus, Augustinus und Gregor boten, bestimmt.

Wir finden kein Zitat aus der antik-heidnischen Literatur, die Sprache bewegt sich durchaus im Kreise der biblisch-kirchlichen Ausdrucksweise. Die Persönlichkeit des Diktators tritt gleichsam hinter die Vorbilder zurück und läßt diese unmittelbar sprechen. Man könnte etwas übertreibend sagen, der ganze Brief sei wie ein Mosaik zusammengesetzt, das Feuer der Sprache, die Eindringlichkeit der Bilder und Vergleiche ist geborgt, denn eigentlich hören wir die Bibel. Die Vorbilder sind stärker als die Persönlichkeit des Stilisten, ja dessen Maskierung geht soweit — das hat allerdings mehr ideengeschichtliche als sprachgeschichtliche Voraussetzungen, die aber in diesem Falle verzahnt sind — daß auch die Person eines Anderen, nämlich des heiligen Petrus, spricht und nicht der Absender, beziehungsweise der Verfasser des Briefes. Es ist eine gesuchte Anonymität, die nicht mehr überboten werden kann, wenn eine Persönlichkeit sich für eine andere gibt, diese zweite gleichsam vor das eigene Antlitz hinstellt, damit allerdings dieses in himmlische Sphären hebend. Ebenso verzichtete in der spätantiken und frühmittelalterlichen Bildkunst das Porträt auf persönliche Ähnlichkeit zugunsten einer symbolhaften Steigerung durch überpersönliche Werte; ein Kaiser etwa sollte nicht als bestimmter Mensch sondern als Kaiser schlechthin dargestellt sein. Diese Übereinstimmung von Sprachkunst und Bildkunst verdient beachtet zu werden.

Den Hang zur geistigen „Maskierung" finden wir noch in der Zeit Karls des Großen. Er selbst ist der David und Salomon seines Kreises, Alcuin Horaz[1]), Angilbert Homer, Theodulf Pindar, — alle wollen etwas anderes sein als sie sind. Die Namen dieser Dichter sind die führenden der sogenannten „karolingischen Renaissance". Wie unzutreffend diese Bezeichnung ist, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Ein Besserung des Latein in der Richtung auf das Klassische, die Lektüre von Vergil und einigen wenigen anderen antik-heidnischen Autoren, die obendrein oft nur

[1]) Vgl. F. J. E. Raby: A history of secular Latin poetry in the middle ages, I. 179.

aus weiter Hand bekannt waren[1]), wurde äußerlich als Verwandtschaft zu der Renaissance des 16. Jh. genommen, wobei man eigentlich mehr an den Humanismus als an die große Bewegung der Renaissance dachte. Mit der Frage nach der sprachlichen Eigenart dieser Hofpoeten Karls des Großen werden wir gleichzeitig auch das Problem der sogenannten Karolingischen Renaissance streifen. Wie sah also bildungsmäßig gesehen das Latein etwa eines Alcuin aus?

Der große Angelsachse, dessen Heimat das damals kulturell führende Nothumbria war, hat in einem Gedicht die Bibliothek seiner Schule in York beschrieben[2]):

illic invenies veterum vestigia patrum,
quidquid habet pro se Latio Romanus in orbe,
Graecia vel quidquid transmisit clara Latinis,
Hebraicus vel quod populus bibit imbre superno,
Africa lucifluo vel quidquid lumine sparsit.
quod pater Hieronymus, quod sensit Hilarius atque
Ambrosius praesul, simul Augustinus, et ipse
sanctus Athanasius, quod Orosius edit avitus:
quidquid Gregorius summus docet et Leo papa:
Basilius quidquid Fulgentius atque coruscant.
Cassiodorus item, Chrysostomus atque Johannes
quidquid et Althelmus docuit, quid Beda magister,
quae Victorinus scripsere Boëtius atque
historici veteres, Pompeius, Plinius ipse
acer Aristoteles, rhetor quoque Tullius ingens
quid quoque Sedulius, vel quod canit ipse Iuvencus,
Alcimus et Clemens, Prosper, Paulinus, Arator,
quid Fortunatus, vel quid Lactantius edunt.
quae Maro Vergilius, Statius, Lucanus et auctor,
artis grammaticae vel quid scripsere magistri:
quid Probus atque Focas, Donatus Priscianusve,
Servius, Euticius, Pompeius, Comminianus.
invenies alios perplures, lector ibidem
egregios studiis, arte et sermone magistros,
plurima quid claro scripsere volumina sensu;
nomina sed quorum praesenti in carmine scribi
longius est visum, quam plecti postulet usus.

[1]) Manitius schreibt in seiner Geschichte der lateinischen Literatur des Mittelalters 1, 274 über Alcuin: Eine besondere Vorliebe zeigt er für Vergil; Ovid, Lucan und Horaz kennt er aber nur aus zweiter Hand.

[2]) MG. Poet. Lat. Aevi Car. 1, 203 f.

Die Dominante bilden die christlich-lateinischen, spätantiken Autoren; von den Grammatikern abgesehen werden an antik-heidnischen Schriftstellern nur genannt: Pompeius, Plinius, Aristoteles, Cicero, Vergil, Statius, Lucan. Das ist gegenüber den vielen christlichen eine verschwindende Minderheit, noch dazu wenn wir bedenken, in welchem Ausmaß Alcuin sie wahrscheinlich gekannt hat. Horazzitate schöpfte Alcuin, obgleich er sich voll Bewunderung nach diesem Dichter der augusteischen Zeit nennen ließ, nur aus den kirchlichen Schriftstellern, auch Ovidzitate mögen vielfach nur Lesefrüchte sein. Der Westgote Theodulf verfügt, nach seinen eigenen Aussagen in einem Gedicht, über ein Bildungsgut, das schmäler ist als das Alcuins und noch weniger von der antik-heidnischen Literatur berührt war: er führt gerade nur Vergil und Ovid an. Vielleicht kannte er auch Martial[1]). Also auch Theodulf, der in einer Bildungsreihe steht, die über Isisdor von Sevilla direkt in die Spätantike zurück reicht, liegt durchaus im Strahlenkegel der christlich-lateinischen Autoren. Für das ganze Problem der Bewertung der karolingischen Renaissance ist es charakteristisch, daß diese sich gerade in ihren führenden Köpfen, wenn wir Paulus Diaconus noch dazu nehmen wollen, in ungebrochener Tradition an die Spätantike anschließt. Die Herkunftsgebiete dieser Männer sind Länder wie Spanien und Italien, in denen eben die spätantike Tradition noch ungebrochen fortlebte. Die ganze sogenannte karolingische Renaissance gehört also sprachlich-bildungsgeschichtlich gesehen in die christliche Spätantike hinein. Zitate aus heidnisch-antiken Autoren sind nicht Wesensgut der Verfasser, sondern dekorativer Zierat. Auch der höfische Charakter dieser Sprachprodukte bedingt eine Versteifung im Sinne einer alle verpflichtenden Konvention, die auf die Ausdrucksweise einwirkt und den persönlichen Stil von überpersönlichen Momenten abhängig macht. Der stark rhetorische Zug, der wieder mit dem höfischen zusammenhängt, wirkt auch entpersönlichend. Rhetorisch-höfisch ist zum Beispiel die häufige Anwendung von Begriffen für Personen: sublimitas vestra, excellentia vestra, dignitas vestra, parvitas mea.

Diese allgemeinen Kriterien der karolingischen Sprache lassen sich aus dem Briefmaterial der Epoche ableiten. Als Beispiel sei ein Brief Alcuins gegeben (MG. Epp. IV. 288, Nr. 174), jenes berühmte Schreiben an Karl, in welchem die fränkische Königsmacht über die zwei vornehmsten Gewalten der damaligen Zeit erhöht erscheint.

Auch in diesem Briefe findet sich, wie in dem zuvor analysierten, die Maskierung, der König wird als „David" angesprochen, Alcuin selbst nennt sich „Flaccus". Neben einem einzigen Vergilzitat überwiegen weitaus die biblisch-kirchlichen. Deren Zahl ist größer als in der Ausgabe der Monu-

[1]) Raby S. L. P. I, 181.

menta Germaniae historica ersichtlich wird und ich gebe zur Verdeutlichung der sprachlichen Eigenart des Textes noch einige Ergänzungen. Die Sentenz: optime *incepistis*, sed melius *consummastis*, ist möglicherweise ganz entlehnt, in ihrem Verbalbestande ist sie biblisch: Eccli. 18, 6 cum *consummavit* homo, tunc *incipiet;* Gal. 3, 3 cum spiritu *coeperitis*, nunc carne *consummemini?* An weiteren Entlehnungen sind zu verzeichnen: Amos 6, 2 *optima quaeque;* Hieronymus epist. 3, 5 *cordis arcana* rimaris, 54, 13 taciti oculi *cordis* fatentur *arcana* u. a.; Job. 29, 25 *maerentium consolator*. Die Wendungen vindex scelerum, rector errantium, exaltatio bonorum sind durchaus biblisch-kirchliches Sprachgut. Isa. 6, 10 *excaeca cor* populi; 2. Tim. 3, 1 in novissimis diebus instabunt *tempora periculosa;* Gen. 49, 27, Matth. 7, 15, Act. 20, 29 *lupus rapax;* Jer. 5, 6 *lupus* ad vesperam *vastavit* eos.

Durch den besseren Satzbau hat die Sprache größere Klarheit und Formenschönheit erreicht und zwar nicht im Sinne der sogenannten goldenen oder silbernen Latinität, sondern der spätantik-christlichen, auf der aber noch ein Abglanz der alten Schönheit lag. Alcuins, des meist gebildeten Mannes seiner Zeit, Sprache bleibt der Bibel und der spätantiken kirchlichen Literatur als Vorbild verpflichtet, das heidnisch-klassische Latein liefert nur gelegentlich Dekorationsstücke, Aufputz-Wesen und Geist bleiben ferne.

Die spätkarolingische Zeit brachte ein Nachlassen der antiken Tendenzen, ebenso die früh-ottonische. Es mußte gleichsam altes Kulturgut vergessen werden, um neuen Formungen Platz zu machen, ähnlich wie im Urkundenwesen das alte, in seiner Art vollendete Formular der ludovizianischen Zeit Neubildungen, die vor allem in Vereinfachungen lagen, Raum geben mußte. Die Periode des „Niederganges" der Latinität ist in Wahrheit die Frühlingszeit kommender Dinge, Vorbereitung zu Neuem. An dem Beispiele eines Briefes Ottos III. — die Frage der Verfasserschaft kann in diesem Zusammenhange unerörtert bleiben, obgleich es sehr wahrscheinlich ist, daß der jugendliche Otto diesen Brief selbst stilisiert hat, — soll gezeigt werden, auf welch relativ primitiver Stufe in den ottonischen Hofkreisen noch das Latein gestanden hat, während in einem Briefe Gerberts von Aurillac, dem Antwortschreiben auf den Brief Ottos III. das Beispiel eines stilistischen Meisterstückes, wie es zur gleichen Zeit, wenn auch ganz vereinzelt, möglich war vorliegt.

Der Brief[1]) Ottos III. ist stilistisch unbeholfen, hat einen schlechten Satzbau, die Ausdrucksweise ist feierlich-verstiegen, dabei doch irgendwie simpel und einfach in der Denkweise, ohne besonderen Wortaufwand oder sprachlichen Prunk, frei von Zitaten oder Anlehnungen an bestimmte

[1]) Havet, Lettres de Gerbert 171 n. 186. Der Antwortbrief Gerberts ist nr. 187.

Vorbilder. Das soll natürlich nicht heißen, daß alle Sprachdenkmäler dieser Zeit denselben Stilprinzipien folgen wie der Brief Ottos, aber für die Entfernung sowohl vom christlichen als auch vom heidnischen Latein und damit als Symptom der vereinfachten Bildung ist er doch charakteristisch, wobei doch zu bedenken ist, daß die höfische Bildung der anderer Kulturzentren noch überlegen war.

Aber gleichzeitig müssen wir zugeben, daß es neben dieser Richtung auch noch eine gab, die mit höchstem Raffinement sich der lateinischen Sprache zu bedienen wußte. Als Beispiel sei Gerbert von Aurillac angeführt, dem alle Stilkünste der christlichen und heidnischen Antike zu Gebote standen. Aber Gerbert ist ein einsam ragender Gipfel, nicht symptomatisch für seine Zeit. Die Schulung geht bei Gerbert so weit, daß sie das Persönliche überglättet, die Stilvorbilder sind so übernommen, daß man die antiken Urbilder oft zu hören vermeint. Und zwar ist es vor allem Cicero, dem sich Gerbert besonders verwandt gefühlt haben mag, daneben Vergil, Ovid, Sallust[1]). Die Anähnlichung an die Vorbilder geht, wie gesagt, so weit, daß darüber vielfach das Individuelle leidet. Das rein Formalistische erreicht eine Bedeutung, die es bei einem christlichen Denker bisher nie gehabt hat oder hätte haben dürfen, etwa in dem Satze: Cum studio bene vivendi semper coniunxi studium bene dicendi[2]). Auch wenn wir natürlich das bene vivendi im Sinne der christlichen Ethik verstehen müssen, bleibt immer noch der Sinn für sprachliche Formenschönheit in einem Maße und in einer Leidenschaft verfolgt vorhanden, die eigentlich antik-heidnisch ist. Bei Gerbert ist allerdings sehr stark in Erwägung zu ziehen, daß er aus Südfrankreich stammend, dem westfränkischen Kulturkreis zugehörig, in Reims gewirkt hatte, an einer der berühmtesten Domschulen seiner Zeit. Man kann vielleicht sagen, daß Persönlichkeiten wie Gerbert oder auch Leo von Vercelli damals in Deutschland nicht möglich gewesen wären. Schon in jener Frühzeit haben die romanischen Völker sich durch ihr stärkeres Verbundensein mit der antiken Tradition von den germanischen abgehoben. Aber selbst diese Tatsache in Erwägung gezogen, bleibt Gerbert doch die große Ausnahme. Die Legende, daß Gerbert sich dem Teufel und seinen Künsten verschrieben und damit sich selbst und sein Seelenheil preisgegeben habe, mag auch den tieferen Sinn haben, daß Gerbert so tief

[1]) Vgl. Manitius a. a. O. 731 über Literaturkenntnis im Schulbetrieb von Reims. Nach dem Berichte Richers fanden Vergil, Statius, Terenz, Juvenal, Persius, Horaz, Lucan im Lehrplan ihren Platz, während in St. Gallen im 10. Jahrhundert nur Vergil, Ovid neben den christlichen Dichtern bekannt waren. Raby, S. L. P. I, 253. Italien nimmt mit seiner stärkeren antiken Tradition eine Sonderstellung ein, wie Raby a. a. O. 284 bei Besprechung der Werke Liudprands von Cremona ausführt.

[2]) Havet, a. a. O. n. 44.

der antiken Welt, und zwar auch der heidnisch-antiken Welt, verbunden war, daß er sich selbst verlor. Gerbert darf darum keineswegs als Typus eines Stilisten um das Jahr 1000 gelten oder gar als typisch mittelalterlich. Im Gegenteil: die antike Tradition ist so stark in ihm, daß sie sein Wesen nicht umgestaltet sondern überdeckt hat. Darin unterscheidet sich die Entwicklung Gerberts von der von Persönlichkeiten des 11. Jh., wie wir noch sehen werden. Dadurch bleibt er seiner Periode, der ottonischen verhaftet. Ein Vergleich mit der Problemlage in der bildenden Kunst vermag uns in der Erkenntnis weiterzuführen. Die ottonische Kunst ist in gewissem Sinne nach Pinder die letzte Ausstrahlung der antiken, ihre Raumempfindung, ihr Illusionismus ist irgendwie noch spätantik. Eine neue Welt öffnet sich erst, wenigstens soweit die deutsche Kunst in Frage kommt, in der Salierzeit. Da bricht ursprüngliches gleichsam im Schlaf gelegenes geistiges Gut mit einer unerhörten Vehemenz durch, ein neues Kunstwollen ist da.

Was an Ähnlichkeit mit der Entwicklung der Kunst im allgemeinen und der Sprachkunst im besonderen vorhanden ist, sei an einigen Sprachprodukten des 11. Jh. aufgezeigt. Vor allem müssen aber im Rahmen dieser Arbeit solche Beispiele gewählt werden, die philologisch bereits durchgeackert sind. Bamberg nimmt nach den schon vorliegenden Aufsätzen in dieser Hinsicht nicht nur in der Kunstgeschichte einen hervorragenden Platz als Domstadt ein, auch als Pflegestätte der Sprachkunst kommt Bamberg im 11. und 12. Jh. eine außergewöhnliche Bedeutung zu. Die Domschule hat unter Leitung großer Männer, eines Anno von Köln, Meinhard und seiner Schüler Sprachdenkmäler geschaffen, die einen neuen Typus darstellen, über alle Vorbilder hinweg uns den Durchbruch eines eigenartigen Wesens verraten, das mit antiken, christlichen und heidnischen, Begriffen allein nicht mehr zu verstehen ist, wenn es auch in den Einzelheiten des sprachlichen Charakters dem Altertum tief verpflichtet bleibt. Neben der Bamberger Schule verdiente die Hildesheimer noch besondere Behandlung. In den Briefen B. Hezilos von Hildesheim begegnet eine stilistische Individualität, die nicht weniger hoch einzuschätzen ist als die Meinhards von Bamberg, auch Worms und Speyer müssen noch untersucht werden, Bamberg stand sicherlich nicht vereinzelt da. Wir wollen uns hier zunächst mit Bamberger Materialien begnügen.

Aus den Briefen Meinhards ersehen wir, daß er Horaz, Sallust, Vergil, Cicero, Terenz, Ovid, Livius, Lucan zitiert. Auch sein Schüler Erlung, den ich als Verfasser der Vita Heinrici und zahlreicher Briefe aus der letzten Zeit Heinrichs IV. nachgewiesen habe[1]), zeigt die Kenntnis der gleichen Autoren. Sofort in die Augen springt beim Durchlesen dieser Produkte der

[1]) Vgl. meine Arbeit: Eine Bamberger Diktatorenschule aus der Zeit Heinrichs IV. MÖIG. 45, 409 ff.

Bamberger Schule die Verhältniszahl, in der die Zitate aus antik-heidnischen zu der von antik-christlichen Autoren oder zu der Bibel stehen. Man kann beinahe sagen, daß sie überwiegen. Wir fragen nun nach der Bedeutung dieser Tatsache. Vorausgeschickt werden muß, daß diese Entlehnungen durchaus nicht alle von zweiter Hand sein können, weil sie eben zu zahlreich sind und auch die alten christlichen Schriftsteller nicht derart viel Anleihen bei den klassischen Dichtern und Geschichtsschreibern gemacht haben. Gelegentlich mag natürlich das eine oder das andere Zitat irgendwo abgeschrieben oder aus Chrestomathien genommen worden sein. Wäre das letztere immer der Fall, dann wäre die Kenntnis der antik-heidnischen Autoren zitatweise, bruchstückartig gewesen und sie hätte in dem Bildungsgute der Zeit keinen bedeutenden Platz für sich beanspruchen können. Aber wir finden Hinweise gerade in den Briefen aus der Bamberger Schule, die uns zu der Annahme berechtigen, daß heidnische Dichter und Philosophen auch ganz, nicht nur auszugsweise gelesen wurden und zwar in einem größeren Ausmaße als dies früher der Fall war. Gerade ein Brief Meinhards vermag uns da zu führen[1]). Es heißt dort: Unde hortor, ut Tusculanis tuis plurimus insideas, quibus Latina philosophia Cicerone parente nichil illustrius edidit. Per hoc enim studiorum quasi vestibulum ad illud Augustini sacrarium commodissime tibi viam affectabis, und weiter oben: de quo Flacus tuus in saphicis suis... Beide Sätze bezeugen ein intensives Studium der antik-heidnischen Autoren und eine daraus hervorgehende große Vertrautheit mit ihren Werken, sonst hätte Meinhard nicht sagen können Flacus tuus. Der eine Satz wird uns aber auch vor einem Fehlschluß behüten: die antike heidnische Literatur ist nur vestibulum, das sacrarium ist Augustin. Aber geistesgeschichtlich bedeutsam ist doch die Beschäftigung mit der antik-heidnischen Literatur, wenn sie auch natürlich im Bewußtsein der Zeitgenossen immer unter der Voraussetzung der Überlegenheit des Christlichen betrieben wurde. Es war eben dann nicht zu verhindern, daß antik-heidnische Gedanken und Gefühlswerte in das Geistesleben eindrangen und es mitformten. Vor allem war wieder ein ganz neuer Sinn für sprachliche Regelmäßigkeit und gerundete Darstellungsform gegeben, ein Verständnis für den gleichsam sinnlichen Wert der Sprache. Sprache und Stil wurden wieder Instrumente von besonderer Feinheit, Träger seelischer Schwingungen von der Trauer bis zur heiteren Ironie, eine Verbreiterung der psychologischen Basis erfolgte. Um wieviel lebendiger wirkt nicht das Latein dieser Periode als das der Karolingerzeit! Diesem sprachlichen Vorgang liegt natürlich ein seelischer zugrunde. Das 11. Jh. ist erlebnishungriger als das saeculum vorher, der Investiturstreit erschüttert das geistige Leben der

[1]) In Nr. 1 der Ausgabe der Briefe Meinhards durch Erdmann, NA. 49, 388 ff.

Zeit aufs tiefste. Welch wunderbare Schriftstücke verdankt nicht die Briefliteratur dem lange dauernden Kampfe zwischen weltlicher und geistlicher Gewalt! Nie vorher in der abendländischen mittelalterlichen Geschichte waren Worte von gleicher packender Gewalt und Eindringlichkeit geschrieben worden wie etwa die Briefe von 1076 oder die, welche Heinrich IV. in den trüben Tagen nach seiner Flucht 1105 klagend und anklagend in die Welt hinausschickte. Die Intensivierung der Affekte, politischer und persönlicher, fand ihre Gegenspiegelung in der Intensivierung des sprachlichen Ausdruckes. Und diese Steigerung, die sich in einer fremden Sprache formen mußte, konnte natürlich nicht im Bereiche der Bibel und der Kirchenväter stehen bleiben, zumal auch die Welt des Staatlichen in einem weiteren Ausmaß in die Briefliteratur hereingezogen wurde. Da konnte nun die antik-heidnische Literatur, die alles Weltliche umfaßt hatte und Einblicke in die Wirklichkeit eröffnete, vor denen früher das geistige Auge verschlossen war, die sprachlichen Wendungen bieten, deren der Überschwang der Seele in seinem Erlebnisdrange bedurfte. Damit kommen wir jetzt zu der Notwendigkeit, die Rolle dieses antik-heidnischen in der Sprachentwicklung seit der 2. Hälfte des 11. Jh. zu entwickeln. Ich kann da zum Teil auf schon Gesagtes zurückgreifen.

Daß der Weg nicht von der Literatur zum seelischen Erleben, sondern umgekehrt führte, braucht nicht näher ausgeführt zu werden. Aber daß dieses Erleben aus seinem Drange heraus, geformte sprachliche Wirklichkeit zu werden, die antik-heidnische Literatur fand, war angesichts der Tatsache der ja vorhandenen christlichen Latinität, eine begnadete Begegnung, die keine Überfremdung schlechthin mit sich brachte, sondern für das Neue in seinem Werden eine gewaltige Hilfe bedeutete. Wir müssen nur lernen hinter den lateinischen Vokabeln und Phrasen das zweite, das deutsche Antlitz erstehen zu lassen. Und jeder der wachen Sinnes die Briefe, sagen wir nach 1050, liest, wird zugeben müssen: hier geht ein neuer Atem, was hier Sprache wurde, ist nicht mehr „Maskierung" wie in der karolingischen oder „Illusion" (Gerbert) wie in der ottonischen Zeit, das ist unmittelbares seelisches Sein, trotz des Mediums der fremden Sprache.

Die Stellung des Stilisten ist eine andere geworden. Ist er früher gleichsam bescheiden hinter sein sprachliches Vorbild zurückgetreten und war es sein höchstes Ziel so zu schreiben wie dieses, sich mit ihm gleichsam zu identifizieren (die Dichter des karolingischen Hofkreises geben sich antik-heidnische Dichternamen), seine Eigenart nicht zur Geltung zu bringen, so will der Stilist nun etwas anderes: er beherrscht souverän die sprachlichen Ausdrucksformen, aber er läßt sich nicht mehr von ihnen beherrschen. Darum darf er auch viel häufiger unter direkter Anführung zitieren, weil ihn das seiner Eigenart nicht mehr beraubt, er damit nur seine Macht

über die Sprache und das Bildungsgut zeigt. In den aus der christlichen und heidnischen Antike überkommenen Sprachelementen formt er sich den Stil, der seinem Empfinden und seinem Ausdruckswollen entspricht. Das heißt natürlich noch lange nicht, daß er sich freimacht von den Wirkungen der Schule und der Lehrer — die Schulverbundenheit muß sogar auch im 11. Jh. besonders berücksichtigt werden. Wir haben erst seit der Mitte des 11. Jh. im Briefstil eine Höhe der Entwicklung erreicht, auf der der Stilist sagen kann, was er sagen will, das heißt sein persönliches Denken und Fühlen in einer adäquaten Form zum Ausdruck bringen kann, die Sprache der Seele gehorcht. Denkwürdig wie gesagt bleibt dabei die Rolle der antik-heidnischen Literatur als Ergänzung zur christlich-spätantiken, weil die erstere als Helferin bei diesem Prozesse mitwirkte, gleichsam den Weg wies aus der letzteren mit ihrer Beschränkung heraus.

Dieser Weg führte aber auch ins Individuelle hinein. Die Vertreter der Bamberger Schule, die wir kennen, sind Individualitäten, Meinhard ebenso wie Erlung, jeder hat sein eigenes Profil, trotz der Schulzusammengehörigkeit. Dieser Besitz eines „Charakters" ist aber nicht nur persönliches Gut. Wenn wir die Briefe der großen Bamberger Stilisten lesen, da spüren wir auch allenthalben das „Deutsche" in der frischen, manchmal etwas groben Unmittelbarkeit, in dem Sarkasmus Meinhards ebenso wie in der stark verfeinerten Innerlichkeit Erlungs.

Diese Geburt des Persönlichen und Eigenartigen in der Sprache der zweiten Hälfte des 11. Jh. steht als geistesgeschichtlicher Vorgang nicht vereinzelt da. Pinder[1]) hat uns gelehrt, die Kunst der salischen Periode als ersten Durchbruch des deutschen Wesens unter einer fremden Decke hervor anzusehen. Das sprachliche Wollen gehört nun ebenso in den Gesamtkomplex des seelischen Lebens hinein wie das bildkünstlerische oder baukünstlerische[2]). Nur dürfen wir da nicht allzu kleinlich vorgehen, wenn wir diese Zusammenhänge greifen wollen, es muß auch nicht eine unbedingte zeitliche Gleichheit vorhanden sein. So verwandt der sprachliche und der bildkünstlerische Durchbruch in der salischen Periode sein mögen, sind beide doch nicht aneinander gekettet. Ein Unterschied liegt allein

[1]) Pinder, Die Kunst der deutschen Kaiserzeit, pass.

[2]) Aus anderer Richtung kommend verlangt Dagobert Frey in seinem Aufsatze: Die Entwicklung nationaler Stile in der mittelalterlichen Kunst, Deutsche Vierteljahrsschrift für Literaturwissenschaft und Geistesgeschichte 1938, S. 7, gleichfalls eine gegenseitige Berücksichtigung von Sprach- und Kunstwissenschaft und früher schon hat J. von Schlosser des öfteren von der „Kunstsprache" gehandelt. Im Zusammenhange mit Gedankengängen dieser Arbeit verweise ich auf den a. a. O. S. 50 von Frey geäußerten Satz, daß „die kulturelle Struktur Europas im 11. und 12. Jahrhundert sich herausgebildet habe". Beachtlich ist auch, was Frey a. a. O. S. 34 über die Entfaltung der „Volkwerdung" im 12. Jahrhundert zu sagen weiß.

schon in der beanspruchten Zeit. Auf die salische Kunstperiode folgt die staufische, die erst den harmonischen Ausgleich zum Klassischen bringt. Für die Sprache gilt das nicht im gleichen Sinne. Sie hat von der einen Epoche zu der anderen nicht die lange Entwicklung zurückgelegt, wie die bildende Kunst. Ihr Durchbruch ist mit einer Heftigkeit und Totalität erfolgt, in der mehrere Entwicklungsstufen zunächst zusammengefaßt erscheinen. Vielleicht ist die staufische Latinität noch gelöster und freier als die salische, noch ausgeglichener in ihrem Verhältnis von Vorbild und Selbständigkeit, aber so gewaltige Unterschiede wie zwischen salischer und staufischer Bildkunst bestehen nicht. Sie hebt sich jedenfalls gegen die ottonische viel schärfer ab als gegen die staufische.

Wir dürfen darum mit der salischen Zeit die Darlegungen dieses Aufsatzes abbrechen. Wir haben den lateinischen Briefstil und damit auch die mittellateinische Sprache in ihrem Werdegang soweit verfolgt, bis sie gleichsam souverän geworden, zur vollen Reife gediehen waren. Einer der Leitgedanken war dabei der: auch die Latinität muß eine Entwicklung durchgemacht haben wie alle anderen geistigen Disziplinen. Wo sind nun die Kriterien zu finden, nach denen eine Beurteilung des Lateins einer bestimmten Periode gefunden werden kann? Das wichtigste war die jeweilige Feststellung des Verhältnisses zu den Vorbildern, das sich im 11. Jh. grundlegend wandelt, ferner die Scheidung von christlichem und heidnischem Latein in seiner jeweiligen Wirkung. Für das sprachliche Können des 11. Jh. war in Übereinstimmung mit der allgemeinen geistigen Situation von größter Bedeutung, daß da gleichsam ein neues Mittellatein geschaffen wurde, das Träger persönlichen Ausdrucks und persönlicher und zugleich völkischer Individualität werden konnte. Ich bin mir bewußt, daß dabei der Blick vor allem auf Deutschland gerichtet war, als ich diese Feststellungen machte. Für das westfränkische Gebiet stehen die Detailuntersuchungen noch aus, ebenso für das italienische Territorium. Aber auch hier wird man zu ähnlichen Schlüssen kommen können.

Gerade weil die Begriffe Humanismus und Renaissance immer wieder in Bezug auf mittellateinische Texte mißbräuchlich angewendet werden, vor allem in der westeuropäischen Literatur, wird ein richtig verstandenes „Mittellatein" wesentlich zur Klärung beitragen.

Der Aufsatz von Paul Vignaux, Der Einfluß der Antike auf die Geistesgeschichte des Mittelalters, Der mittelalterliche Humanismus[1]), bewegt sich trotz des Gleichklanges gewisser Begriffe in anderen Bahnen als den hier gewiesenen. Unter „Humanismus" ist das französische Wort humanisme

[1]) Aufsätze zur Geschichte der Antike und des Christentums, Verlag Die Runde, Berlin 1937.

gemeint in der Bedeutung[1]): „ein deutliches Gefühl für den Menschen und seinen Eigenwert", als Gegenwert gegen die Anschauung eines entstellten Mittelalterbildes von dem Verfasser verstanden, als philosophischer Humanismus, der von der Gleichheit der menschlichen Natur über den Unterschied der Völker und Zeiten hinweg überzeugt ist, der vor allem bei den Philosophen des Mittelalters, d. h. den Scholastikern des 12.— 14. Jh. die Erkenntnis des Wertes der „Natur" und des Menschen aufspürt. Mit dem Blick auf den moralisch-philosophischen Humanismus entfernt sich dieser Aufsatz von der Auseinandersetzung der vorliegenden Arbeit, die auf die Aufhellung eines älteren Stadiums seelischer Zuständlichkeit hinzielt. Im Interesse der Reinheit der Begriffsbildung müssen wir auch vermeiden, das französische Wort humanisme mit dem deutschen Begriff Humanismus gleichzusetzen, wie dies Vignaux tut, nicht zuletzt auch deshalb, weil unser Begriff Humanismus einer einmaligen historischen Situation zugehörig ist. Es gibt nur einen Humanismus im ausgehenden Mittelalter ebenso wie es nur eine Renaissance gibt, weil eben beide Richtungen zutiefst nur als geistige Gesamthaltung einer einmaligen Epoche verstanden werden können. Wenn im 11. und 12. Jh. in den Domschulen die klassischen Autoren viel gelesen wurden, deren Gedankengut gewiß auch das mittelalterliche Geistesleben durchsetzte, so ist das trotzdem noch lange nicht „Humanismus" oder „Renaissance". Im 15. und 16. Jh. suchte und fand man in der antiken Literatur etwas anderes als im 11. und 12. Jh. Es wäre eine rein äußerliche Betrachtungsweise, aus der Kenntnis und der Lektüre der klassischen Dichter auf eine Gleichheit der seelischen Aufnahmebereitschaft und dann der tatsächlichen geistigen Besitzergreifung zu schließen. Das antike Erbe lag in vielen Perioden der europäischen Geistesgeschichte bereit und doch formte jede Zeit etwas anderes aus ihm, suchte in ihm, was ihrer Sehnsucht entsprach. Die Vorwegnahme von „Renaissancen" und „Humanismen" ist darum unhistorisch und verkennt die seelischen und geistigen Besonderheiten. Daß gerade die westeuropäische, also französische und englische Literatur[2]), vielfach sich dieser unhistorischen Betrachtungs-

[1]) A. a. O. S. 75.

[2]) Ich nenne einige Werke, aus deren Titel schon die ganze Problematik ersichtlich wird: Pare, Brunet, Tremblay: La Renaissance du XII siècle. Les écoles et l'enseignement. Publications de l'Institut d'études mediévales d'Ottawa, Paris 1933; Haskins: The Renaissance of the XII century; nicht zugänglich waren mir die Arbeiten von Etienne Gilson: Humanisme mediéval et Renaissance, Les Idées et les lettres, Paris 1932; von dem gleichen Verfasser: Philosophie mediéval et humanisme. Congrès Budé 1935, ferner: Le moyen Age et le naturalisme antique, Archives d'histoire doctrinale et littéraire du Moyen Age VII, 1932, 36 ff. Vignaux nimmt weitgehend auf die Arbeiten seines Lehrers Gilson Bezug. Auch Raby, a. a. O. S. 307 spricht von „new humanism of Reims and of Chartres, S. 308 von „well-balanced Christian humanism". Trotz gelegentlich richtiger Sichten, wie bei der

weise und Terminologie schuldig macht, hat seinen tiefsten Grund vielleicht darin, daß für den geistigen Habitus des Engländers und Franzosen Humanismus und Renaissance auch als geistig-sittliche Werte viel entscheidender geworden sind als für den des Deutschen. Aber das Phänomen des geistigen Aufbruches und Aufblühens im 11. und 12. Jh. kann in seiner Eigenwertigkeit nicht aus der Begriffswelt einer einmaligen historischen Epoche, etwa der Renaissance des 16. Jh. verstanden werden. Diese Übertragung neuzeitlicher Begriffe zeigt nur die tastende Unsicherheit gegenüber einer mittelalterlichen Wirklichkeitsidee und einer Weltvorstellung, in der alles außerspirituelle sehr wohl seinen Platz fand.

Es wurde in dieser Abhandlung schon des öfteren von „Schule" gesprochen. Sicher wird man später einmal über die Unterschiede der Schulen hinaus auch in der mittellateinischen Sprachführung nationale Besonderheiten aufdecken können. Aber davon sind wir heute noch weit entfernt.

In dieser Arbeit hat es sich darum gehandelt von Fragen, die sich durch die praktische Editionsarbeit ergeben, zu Problemen vorzudringen, die zeigen, daß sie mit genauer Berücksichtigung der Entlehnungen diese nicht als gelehrten Selbstzweck anzuführen bestrebt sein muß, sondern daß Erkenntnisse von weittragender Bedeutung daraus abzuleiten sind. Hierbei auf eine Erkenntnisquelle wie die mittelalterliche Latinität verzichten zu wollen, hieße die Augen verschließen vor der Erkenntnis unserer selbst in unserer Vergangenheit. Es wurde auch der Schritt gewagt von der philologischen Kleinarbeit zur geistesgeschichtlichen Interpretation, die allein jene lohnt. Ich hoffe damit klargestellt zu haben, wie notwendig eine philologische Behandlung der Texte ist, nicht nur im Hinblick auf etwaige Diktatzuweisungen, Feststellung von Schulzugehörigkeit, Darstellung der Höhe des Bildungsniveaus, sondern auch im allgemeinsten Sinne der Erkenntnis des Gesagten oder Geschriebenen. Denn interessant ist nicht allein was gesagt wurde, sondern auch wie es gesagt wurde. Vor allem aber muß Bresche gelegt werden in die Vorstellung Latein = Latein. Das Latein des 8. und 9. Jh. ist ein anderes als das des 11. Jh. Wenigstens eine Ahnung vom Gange der Entwicklung des Briefstiles, die zugleich eine solche der Sprache schlechthin ist und die sich zum guten Teil auf bereits erarbeiteten ideengeschichtlichen Linien hält, aufzuzeigen, hat dieser Aufsatz in bescheidenen Grenzen versucht. Man werfe ihm nicht vor, daß dies und jenes unberücksichtigt blieb. Ein erster Versuch kann niemals schon voll befriedigend sein. Es ist schon etwas, wenn er Probleme aufspürt und Wege

Zusammenschau des 11. und 12. Jahrhunderts als literaturgeschichtlicher Einheit, bleibt Raby ebenso wie Haskins in den Kategorien von „Humanismus" und „Renaissance" bei der Beurteilung der Literatur des Mittellateins befangen.

zu ihrer Lösung aufzeigt. In dem Anspruch darauf muß sich der Verfasser mit dem Gelehrten, dem diese Festschrift gewidmet ist, teilen; denn er verdankt H. Hirsch so mannigfache Anregungen, die ihn gerade auf die stark philologische Behandlung der Texte aufmerksam gemacht haben, daß eigentlich der Name des Jubilars unter dem Titel dieses Aufsatzes neben dem des Verfassers genannt werden müßte.